
Bemerkungen zu typischen umgangssprachlichen Reflexionen über die „unlogische Sprache“

Author(s): Vilmos Ágel

Source: *Zeitschrift für Germanistik*, Juni 1990, Vol. 11, No. 3 (Juni 1990), pp. 289-302

Published by: Peter Lang AG

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/23976527>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Germanistik*

JSTOR

Bemerkungen zu typischen umgangssprachlichen Reflexionen über die „unlogische Sprache“

Jedes wissenschaftliche Wissen ist explizit, aber hinsichtlich der Sprache ist darum nicht jedes explizite Wissen auch schon wissenschaftlich.¹

0. Immer wieder hört man nicht nur von Laien (d. h. von Sprachteilhabern ohne jedwede linguistische Bildung), sondern auch von Germanistikstudenten und ausgebildeten Germanisten, daß die Sprache unlogisch sei. Aussagen dieser Art haben gemeinhin einen konkreten Anlaß: sein gesunder Menschenverstand, der an bestimmten Wörtern (Wortformen, wortinternen Beziehungen, Bedeutungen), Syntagmen, Sätzen oder grammatischen Verfahren – an sich oder gemessen an anderen Wörtern, Syntagmen, Sätzen oder grammatischen Verfahren – etwas der (d. h. einer intuitiven, ad hoc konstruierten) Logik Zuwiderlaufendes entdeckt, alarmiert den Urteilenden. Mit *unlogisch* werden gewöhnlich ganz verschiedene sprachliche Tatsachen abgestempelt, von denen hier einige typische herausgehoben werden sollen²:

0.1. Als quasi klassisches Beispiel für das unlogische Genus gilt das Neutrum *Mädchen* - ein Unding – so die gängige Meinung –, da Mädchen bekanntlich weiblichen Geschlechts sind.

0.2. Auf die Begeisterung des kreativen Lernenden, der es durch Reihen wie *gleich* – *Gleichheit*, *weich* – *Weichheit* ermuntert mit **Bleichheit* versucht, folgt die kurzfristig gewiß deprimierende Ernüchterung. Der eventuelle (betont augenblickliche) lernpsychologische Rückschlag wird selbstverständlich der unlogischen Sprache angelastet.

0.3. Eine ganz andere Art von Unlogizität stellen durchsichtige Wörter dar, deren Verwendungsradius eindeutig außerhalb des der sie konstituierenden undurchsichtigen Wörter liegt.³ Es scheint beispielsweise vollkommen unlogisch, die Materieteilchen aus dem Weltall, die beim Eintreten in die Erdatmosphäre aufglühen und so für kurze Zeit am Nachthimmel sichtbar werden, *Sternschnuppen* zu nennen, da sie weder mit Sternen noch mit verkohlten Kerzendochtstücken etwas zu tun haben. Bei anderen durchsichtigen Wörtern, die sogar an „thematisch“ und formal ähnlichen gemessen werden können, tritt die Unlogizität noch stärker hervor: *Affenliebe* als ‚übertriebene, unvernünftige (blinde) Liebe‘ ist nicht nur an sich unerklärlich, sondern insbesondere dann, wenn es der völlig logischen *Tierliebe* ‚Liebe zu Tieren‘ gegenübergestellt wird.⁴

0.4. Eine den Fällen *Sternschnuppe* und *Affenliebe* vergleichbare Unlogizität charakterisiert Idiome des Typs *die Tafel aufheben*, schließlich hebt heutzutage niemand den Tisch auf, um das Ende einer Mahlzeit definitiv zu machen. Von heute und den heutigen Tischen aus gesehen ist also in diesem Phraseologismus keine vernünftige Logik erkennbar.

0.5. Beklagenswert ist ebenfalls das unlogische valenzsyntaktische Verhalten von *befehlen* und *anordnen*, die zwar über fast identische lexikalische Bedeutungen verfügen⁵, von denen jedoch das eine dreiwertig, das andere zweiwertig ist.

0.6. Auf syntagmatischer bzw. Satzebene scheinen Zahl und Typen der Unlogizitäten schier unübersichtlich zu sein:

Unlogisch oder nicht ganz logisch ist beispielsweise die Präposition in der valenzsyntaktischen Umgebung unzähliger Verben (*verzichten auf* + Akk., *nachdenken über* + vs. *überlegen* + Akk. usw.). Der Satz *Der voreingenommene Unparteiische hat das Tor nicht gegeben.* widerspricht scheinbar sogar in zweifacher Hinsicht der Logik, da ein Unparteiischer „per definitionem“ nur unvoreingenommen sein und ein Tor, das der Schiedsrichter nicht sanktioniert hat, niemals eins gewesen sein kann. Höchst merkwürdig klingt auch der Satz *Jedermann ist dümmer als Karl.*, denn Karl gehört ja logischerweise auch zur Gemeinschaft, die mit *jedermann* charakterisiert wird. Sogar große Sprachkünstler scheinen gegen die Unlogizität der Sprache nicht gefeit: Wenn z. B. Christa Wolf schreibt: „Da bestellte Wendland einen Mokka für beide ...“⁶, könnte man meinen, daß Wendland und sein Gast (Manfred) aus irgendeinem Grunde gezwungen waren, einen einzigen Kaffee zu teilen. Logisch wäre ja gewesen, wenn die Autorin ihren Helden *je einen* (also insgesamt zwei) Mokka gegönnt hätte.

0.7. Der kurze Ausflug zu den als unlogisch angesehenen Beispielen soll nun mit einem „kontrastiven Abstecher“(!) enden, die angenommenen Unlogizitäten springen ja erst recht ins Auge, wenn man zwei oder mehrere Sprachen vergleicht:

0.7.1. Auf Sternschnuppen weist man z. B. im Ungarischen, Niederländischen, Russischen und Portugiesischen mit *hullócsillag*, *vallende ster*, *padajuščaja zvezda* bzw. *estrela cadente* (wörtlich ‚fallender Stern‘), im Rätoromanischen mit *staila chi crouda* (‚Stern, der fällt‘) hin – Bildungen, die man mit gesundem Menschenverstand noch eher verstehen kann als *Sternschnuppe*. Auch engl. *shooting star* und frz. *étoile filante* (etwa ‚schießender, rasender Stern‘) scheinen *Sternschnuppen* an Logizität deutlich zu übertreffen. Für *die Tafel aufheben* sagt man im Ungarischen *asztalt bont* (wörtlich ‚den Tisch auflösen‘, was mit heutiger Kompetenz als das Aufgeben der gedeckten Ordnung des Tisches oder die der aktuellen „Eßgemeinschaft“ interpretiert werden könnte). In diesem Falle dürfte die ungarische Logik als die leichter nachvollziehbare angesehen werden, man braucht jedoch nicht lange zu suchen, um die Überlegenheit der deutschen Logik unter Beweis zu stellen. Deutsch (*jmdn.*) *einladen* hat das völlig logische Pendant *ausladen*, das Gegenteil von ung. *meghív* (*vkít.*) ist demgegenüber kein Präfixverb, sondern etwa die Wendung *visszavonja/-mondja a meghívást* ‚die Einladung zurücknehmen‘, wobei wegen der Valenzeigenschaften von ung. *visszavon/-mond* ‚zurücknehmen, rückgängig machen‘ der Ausgeladene im Ungarischen gar nicht genannt werden kann.

0.7.2. Da die Wörterbücher den Lernenden allzu oft auf eine „Entsprechung“ des muttersprachlichen Wortes bzw. der muttersprachlichen Einzelbedeutung in der Zielsprache (oder umgekehrt) festlegen und auf diese Weise die sowieso ziemlich stark verbreitete Ansicht vom Nomenklatur-Charakter der Sprachen⁷ gewissermaßen konditionieren, stößt der aufmerksam Lernende schnell auf (seiner Ansicht nach) unlogische (weil die erlernte und geglaubte Symmetrie störende) Verwendungen eines Wortes. Der deutschlernende Ungar z. B., der auf die Entsprechung *töten* – (*megöl*) festgenagelt worden ist,⁸ glaubt wahrscheinlich bei der Lektüre eines Zeitungsberichts, in dem von Straßenunfällen, bei denen Menschen getötet worden sind, die Rede ist, den Muttersprachler „endlich mal“ bei einem Fehler ertappt zu haben, da es ja vollkommen unlogisch ist, einen Autofahrer gleich der absichtlichen Tötung zu bezichtigen. Diese Argumentation geht selbstverständlich von der angenommenen 100prozentigen ungarischen Entsprechung (*megöl*) aus, die tatsächlich immer eine Absicht voraussetzt. In einigen Fällen sind sprachliche Tatsachen (als Traditionen) offensichtlich so tief verwurzelt, daß trotz gewissenhafter Wörterbuchartikel die Interferenzen vorprogrammiert sind. So begehen die meisten

deutschsprechenden Ungarn früher oder später den Fehler, *essen* auch auf Tiere zu übertragen (**Der Hund ißt.*). Sie übersehen nämlich leicht, daß einerseits die Reichweite der subjektbezogenen lexikalischen Solidaritäten⁹ von ung. *eszik* größer ist als die von dt. *essen*, was andererseits mit einem ausgedehnteren Verwendungsradius von dt. *fressen* als ung. *zabál* einhergeht:

<i>eszik</i>	Mensch	<i>essen</i>
	Tier	<i>fressen</i>
<i>zabál</i>	gieriger Mensch	

1. Will man die hier angeführten Typen von Reflexionen auf ihre „Berechtigung“ und ihren Gehalt hin überprüfen bzw. ihnen wissenschaftliches Gepräge geben, sind vor allen Dingen die gedanklichen Konzepte (die nichtwissenschaftlichen Begriffe) zu untersuchen, die in den verschiedenen Überlegungen hinter dem (so leicht ausgesprochenen) Wort *unlogisch* stehen. Obwohl hier keine konkreten sprachlichen Äußerungen analysiert werden, bieten die in den Wörterbüchern kodifizierten Verwendungen des Wortes (*un*)*logisch* einen möglichen Ausgangspunkt für die Untersuchungen. Denn offensichtlich ist die quasi jokerartige Verwendung des Wortes (*un*)*logisch* mit an vielen konzeptuellen Unklarheiten schuld. Darüber hinaus muß der im Titel dieses Beitrags erwähnte Begriff der Sprache und dessen Verhältnis zu den gedanklichen Konzepten der Unlogizität durchleuchtet werden.

1.1. *Logisch* wird in den Wörterbüchern mit zwei oder drei Bedeutungen angesetzt, je nachdem, ob eine Art „Übergangsbedeutung“ zwischen der „wissenschaftlichen“ und der umgangssprachlichen für notwendig erachtet wird. Eine Synthese mit drei Bedeutungen, die auf gängigen Paraphrasen basiert,¹⁰ könnte wie folgt aussehen:

1. ‚nach den Regeln der Logik‘
2. ‚denkrichtig, folgerichtig, schlüssig‘
3. ‚natürlich, einleuchtend, klar‘

Die erste Bedeutung, die in umgangssprachlichen Reflexionen nicht aktualisiert wird, scheidet in diesem Zusammenhang von vornherein aus. Die zweite Bedeutung kann als eine „Popularisierung“ der ersten Bedeutung im Sinne von ‚nach den Regeln der jedem Menschen mit gesundem Menschenverstand innewohnenden Kombinationsgabe‘ betrachtet werden. Dabei ist unbedingt zu beachten, daß sowohl „gesunder Menschenverstand“ als auch „Kombinationsgabe“ kaum definierbar sind. Da es sich hier um analytische Fähigkeiten und Fertigkeiten handelt, hat man mit beträchtlichen individuellen Unterschieden zu rechnen. Die Aktualisierung dieser Bedeutung kann also recht divergierende gedankliche Konzepte der Denkrichtigkeit verdecken. Die Realisierung der dritten Bedeutung, die zweifelsohne die „legerste“, die „populärste“, die am schlechtesten bestimmte ist (vgl. die Kurzform *logo*, die ausschließlich nur über diese Bedeutung verfügt), setzt nur das gedankliche Konzept der blitzschnellen Verständlichkeit voraus. Hier kommt es auf das augenblickliche individuelle (und individuell sehr unterschiedliche) Auffassungsvermögen, nicht jedoch auf analytische Fähigkeiten und Fertigkeiten an.

1.2. Eine Analyse der Bedeutungen und der gedanklichen Konzepte kann erwartungsgemäß den wissenschaftlichen Hintergrund der Reflexionen nicht erhellen. Es wird jedoch klar, daß diejenigen Sprachteilhaber, die die zweite Bedeutung realisieren, sich entweder an einem

Maßstab orientieren oder manchmal sogar (unbewußt) ein *Tertium comparationis* haben, und daß diejenigen, die (un)logisch in der dritten Bedeutung verwenden (ebenfalls unbewußt), das Kriterium der *Durchschaubarkeit per se* aufgestellt haben. In beiden Fällen wird ein Anspruch auf rationale *Erklärbarkeit* erhoben, der Unterschied liegt nur in der angewandten „Methode“.

1.3. Der Linguist hat nun die Aufgabe, die angewandten „Methoden“ der Sprachteilhaber im einzelnen zu analysieren, indem er die angeführten Reflexionen einzeln unter die Lupe nimmt und linguistisch bewertet. Er hat auf die Frage zu antworten, ob die Sprache ihre eigene Logik hat, und wenn ja, wie sich diese Logik zu der von den Sprachteilhabern angenommen verhält.

1.3.1. Der klassische Maßstab, an dem Sprachteilhaber sprachliche Tatsachen messen, ist die außersprachliche Realität. Entsprechend dem angenommenen Nomenklatur-Charakter von Sprachen (und überhaupt *der Sprache*) werden die Kategorien der außersprachlichen Wirklichkeit mit Kategorien der Sprache identifiziert.¹¹ So wird beispielsweise erwartet, daß bezüglich der Geschlechtlichkeit, die als historische Realisierung der außersprachlichen Kategorie „Geschlecht“ den „biologischen Menschen“ bzw. verschiedene Tier- und Pflanzenarten charakterisiert, die sprachlichen Tatsachen mit den außersprachlichen konform sind. Die sprachliche Kategorie „Genus“ wird als ein „Abklatsch“ von „Geschlecht“, im Extremfall als eine pseudowissenschaftliche Erfindung des Linguisten, der die Existenzberechtigung seiner Wissenschaft unter Beweis stellen will, angesehen. *Mädchen* (oder *Weib*) sind unlogische Ausnahmen, die jedoch merkwürdigerweise nicht den Maßstab, sondern das *Gemessene* in Verruf bringen. Im Falle des durch *Mädchen* repräsentierten Typs scheinen also die Sprachteilhaber die Sprache als ein autonomes Element der Wirklichkeit mit eigenen Kategorien und Gesetzmäßigkeiten nicht zu akzeptieren. Die Grenzen zwischen der sprachlichen und der außersprachlichen Realität werden im Namen der offensichtlich bestehenden Zusammenhänge verwischt, die Zusammenhänge als logisch (regelmäßig und linear) betrachtet und verabsolutiert. Es wird übersehen, daß sprachliche Tatsachen als *Traditionen* nur historisch erklärt werden können und daß selbst eine „Erklärung“ aus einer Synchronie heraus immer eine historische ist, nicht nur, weil jeder Sprachzustand eine Momentaufnahme quer durch einen ununterbrochenen historischen Prozeß ist,¹² sondern auch deshalb, weil jede einzelne sprachliche Tatsache in vielerlei Hinsicht aus dem Taufwasser verschiedener einzelsprachlicher Traditionen auftaucht: Sie hat eine Geschichte, die als dynamischer Durchschnitt¹³ verschiedener „Geschichten“ immer wieder als synchrone Tatsache in Erscheinung tritt. *Mädchen*, das historisch ein Diminutivum zu *Magd* ist, ist der Durchschnitt der „semantischen Geschichte“ von *Magd*, der Geschichte des Diminutivsuffixes *-chen* und der Lautgeschichte von *Mägdchen* (Konsonantenausfall). Historisch hat also die formalsprachliche Genusnorm („Substantive auf *-chen* sind Neutra“) die semantische Genusnorm („Bezeichnungen von weiblichen Personen sind Feminina“) überlagert. Das ist die einzige Logik des neutralen Genus von *Mädchen*, und dies ist eine historische und einzelsprachliche. Der Begriff der Historizität macht uns hier nicht einfach auf die Tatsache aufmerksam, daß sich die (menschlichen) Sprachen mit der Zeit ändern,¹⁴ sondern insbesondere auf die relative Autonomie von sprachlichen Veränderungen und dadurch auf die Absurdität, sprachliche Traditionen, deren Wurzeln in eine längst vergangene sprachliche und außersprachliche Wirklichkeit zurückreichen, an der jetzigen Realität bzw. *nur* an der Realität zu messen.

Es lohnt sich in diesem Zusammenhang einen Blick auf die Sprecher des Ungarischen zu werfen, das Ungarische kennt nämlich die grammatische Kategorie „Genus“ nicht, daher fällt

dem Ungarn, der über seine Muttersprache reflektiert, der Maßstab „Geschlechtlichkeit“ erst überhaupt nicht ein. Es ist jedoch aufschlußreich, daß er, sobald er z. B. über das Deutsche reflektiert, die eigene Muttersprache gewissermaßen vergißt und die „Unlogizitäten“ der deutschen Genusbildung registriert. Diese Tatsache macht die Sache mit dem Maßstab noch komplizierter als bisher angenommen: Merkwürdigerweise scheint nämlich die Idee zum Anlegen eines außersprachlichen Maßstabs an eine Sprache von Beobachtungen an derselben Sprache auszugehen. Der Sprachteilhaber also, der die sprachliche Tatsache *Mädchen* mit dem Argument, daß Mädchen weiblichen Geschlechts sind, als unlogisch verwirft, grenzt sich zuerst einen Bereich der *außersprachlichen* Wirklichkeit (in dem Falle »die Welt der Geschlechtlichkeit«) ab, dessen Auswahl jedoch *einzelnsprachlich* motiviert ist, und erst dann be- (und eventuell ver-)urteilt er das entsprechende Segment der einzelnsprachlichen Wirklichkeit. Mit anderen Worten – und das ist am verblüffendsten –, der Reflektierende muß intuitiv sowohl die Existenz einer autonomen sprachlichen Kategorie als auch ihre historische Nicht-Allgemeinheit bemerkt haben, bevor er die Existenz dieser Kategorie und die Tatsache ihrer historischen Realisierungen ausgehend von der „außersprachlichen“ Realität anzweifelt.

1.3.2. Daß eine sprachliche Tatsache der Durchschnitt verschiedener Geschichten ist, sieht man ganz deutlich an durchsichtigen Wörtern bzw. an Idiomen. Die „omnipräsente“ Historizität manifestiert sich oft in einer im Vergleich zu den Bedeutungen ihrer Konstituenten neuen semantischen Qualität, wobei – und das gehört auch zur Natur des Durchschnitts – die überlagerten Konstituentenbedeutungen weder „für immer verschwunden“ sind, noch ohne Einfluß auf das Funktionieren des betreffenden Elements bleiben. Sie können nicht nur remotiviert werden (z. B. in Sprachspielen), sondern auch bestimmte Verwendungen blockieren. So wird man in einer „seriösen“ Konversation die blinde Liebe eines Schimpansen für seinen Pfleger nicht mit *Affenliebe* bezeichnen, sondern eben mit *blinde Liebe* oder ähnlich. Auf den im Gegensatz zu *Schiedsrichter* eher auffallenden Durchschnittscharakter von *Unparteiischer* verweist diejenige Sprecherreaktion, die die Verwendung des Wortes in Verbindung mit *voreingenommen* als unlogisch ablehnt. In diesem Falle ist nämlich die eine Geschichte des Wortes – die Bedeutung von *parteiisch* – viel auffälliger präsent – und sie bestimmt die Verwendung des Wortes auch viel stärker mit – als z. B. die Bedeutung von *Affe* in *Affenliebe*. Da für den unbefangenen Sprachteilhaber durchsichtige Wörter sprechende Namen sind, die eine Art Definition des Denotats liefern (können), besteht die Gefahr der Verwechslung des gedanklichen Konzepts mit der aktualisierten Bedeutung. Man versucht, die dynamischen und flexiblen Sprachinhalte über das statische Konzept zu spannen, und da das nicht gelingen kann, erklärt man die Sprache für schuldig. Das Ungewöhnliche an *unvoreingenommener Unparteiischer* ergibt sich also nicht aus dem Aufeinanderprallen unversöhnlicher, statischer (d. h. definierbarer) Bedeutungen, sondern aus dem offenen und mehrschichtigen (dynamischen) Charakter des durchsichtigen Wortes. Vor diesem Hintergrund wird es klar, warum Remotivierungen als okkasionelle Gleichgewichtsverluste von historisch herausgebildeten Durchschnitten unter Umständen die Form von logizistischen Eingriffen in den Sprechakt annehmen können. Selbst bei großen Dichtern (oder „logischerweise“ gerade bei ihnen?) sind Normverstöße wie *der Fräulein Name* (Lessing) und *eine Fräulein B.* (Goethe) belegt (vgl. DAL 1962, 2).

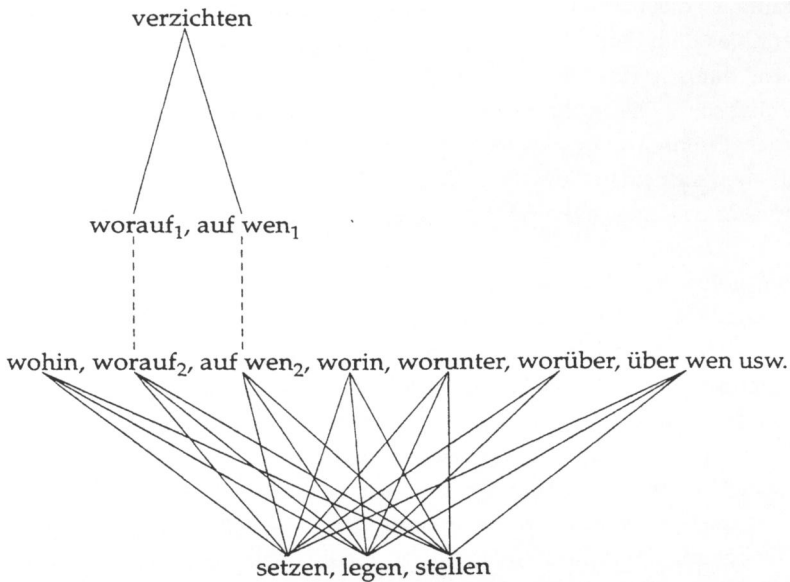
Komplizierter und gleichzeitig einfacher ist die Sache bei Idiomen wie *die Tafel aufheben*, die über eine literale Bedeutung verfügen.¹⁵ Da sie nämlich einen „rätselhaften“ außersprachlichen Akt zu modellieren scheinen, ist einerseits ihre „Erklärung“, d. h. die „lückenlose“

Erschließung ihrer Geschichten bzw. deren Verhältnis zueinander und zum heutigen Durchschnitt gegebenenfalls äußerst kompliziert, andererseits kann man die „Omnipräsenz“ der Historizität an keiner anderen sprachlichen Erscheinung besser nachvollziehen und einfacher nachweisen als eben an diesen Idiomen, was sie als Paradebeispiele für die Bekämpfung des Sprachlogizismus vorzüglich geeignet macht.

1.3.3. Von einer Art „Versprachlichung“ des Maßstabs könnte man bezüglich der „unlogischen“ Präpositionen in der valenzsyntaktischen Umgebung bestimmter Verben sprechen. Der Sprachteilhaber, der *auf* (+ Akk.) in der Umgebung von *verzichten* mit *auf* (+Akk.) in der von z. B. *setzen*, *legen* oder *stellen* vergleicht – und der *auf* in diesen Fällen als logisch akzeptiert –, „versteht“ *auf* bei *verzichten* überhaupt nicht. Die „Unlogizität“ ist sogar mit Hilfe der Fragemethode der Schulgrammatik zu untermauern: *Wohin setzt/legt/ stellt man jmdn./etw.?*, aber nicht: **Wohin verzichtet man?* Allerdings sind zwei andere Fragen in beiden Fällen möglich – *Worauf bzw. Auf wen setzt/legt/stellt man jmdn./etw.?* vs. *Worauf bzw. Auf wen verzichtet man?* –, wobei die Dreiergruppe noch eine Reihe anderer Fragen zuläßt:



Die Frage lautet nun: Handelt es sich hier um einen bloß quantitativen Unterschied? In diesem Falle wäre nämlich der vom Sprachteilhaber angelegte Maßstab gar nicht so unlogisch. Betrachten wir den folgenden Satz: **Worauf setzt Peter das Baby und verzichtet er zugleich?* Die sogenannte Satzhäufung ohne Komma ist nach den Regeln der deutschen Grammatik möglich, wenn „durch *oder*, *und*, *bzw.* verbundene Sätze wenigstens ein Element gemeinsam [haben] (so daß dieses Element, obwohl es Bestandteil beider Sätze ist, nur einmal erscheint)“ (ENGEL 1988, 798). Die (negative) Konsequenz aus dieser Regel bzw. aus der Tatsache, daß der Satz keinen formalgrammatischen Fehler enthält, ist, daß er deshalb ungrammatisch ist, weil *worauf* kein gemeinsames Element der beiden durch *und* verbundenen Hauptsätze sein kann. Mit anderen Worten, das Frägewort ist polysem (und polyfunktional), das eine *worauf* läßt sich an dem anderen nicht messen, was das obige Netzschema wie folgt modifiziert:



Die Sprache hat also auch in diesem Falle ihre eigene (auf der Historizität basierende) Logik, die lautet: Jede Synchronie einer jeden historischen Sprache ist der Durchschnitt unzähliger Geschichten von unterschiedlichem Alter, Herkunft und Intensität¹⁶. Und dieser Durchschnitt, dessen Wandel durch die Ausdrucksfinalität bestimmt ist (vgl. COSERIU 1974, 23ff.), funktioniert jederzeit vorzüglich ungeachtet der „chaotischen“, „unausgewogenen“ Vergangenheit seiner Elemente (des Lexikons) und seiner inneren Organisation (der Grammatik). Daß sich der bestimmte Artikel bereits im Althochdeutschen herausgebildet hat, daß jedoch *Baby* erst im 19. Jahrhundert aus dem Englischen entlehnt wurde, stört ebensowenig das Funktionieren von *das Baby* wie die Tatsache, daß die im Mittelhochdeutschen außer Gebrauch gekommene *rüne* nach einer Phase der 0-Intensität ab dem 17. Jahrhundert wieder verwendet wurde, das Funktionieren von nhd. *Rune* beeinflusst. Selbst der Umstand, daß *rüne* auf diese Weise die neuhochdeutsche Diphthongierung „umging“ (vgl. das verwandte *raunen*), beeinträchtigt in keiner Weise ihre Funktionstüchtigkeit. Dies ist die Logik, die Sprachteilhaber, die „unlogische“ (d. h. nicht motivierbare) Präpositionen mit „logischen“ (d. h. aus der betreffenden Synchronie heraus motivierbaren) vergleichen, außer acht lassen.

1.3.4. Die naivste Art der „Versprachlichung“ des Maßstabs ist sicherlich das Messen einer Sprache an einer anderen. Im Falle der Parallelisierung von dt. *töten* und ung. (*meg*)*öl* wird nicht nur die autonome historische Entwicklung der Einzelsprachen, sondern entsprechend den naiven Vorstellungen vom Wesen der Sprachen (»Nomenklaturen«) und vom Wesen der Übersetzung aus einer Sprache in eine andere (»lineare Zuordnung von neuen Formen zu bekannten Inhalten«) auch ihre autonome innere Organisation übersehen. Man betrachtet die Einzelsprachen nicht als annähernd gleich leistungsstarke, komplexe Bezeichnungssysteme, die dieselbe kommunikative Aufgabe auf verschiedene Weisen lösen, sondern als atomisierte Worthaufen mit unter Umständen „lückenhaften“ Entsprechungen. Aus dieser Sehweise folgt, daß nach gängiger Meinung auch ein bestimmtes Subsystem der einen Sprache genau die gleichen Aufgaben bewältigen können muß wie das entsprechende (!) Subsystem der anderen Sprache.

Wenn also das Deutsche fähig ist, das Problem des Gegenteils von *einladen* im Rahmen der Wortbildung zu lösen, und wenn das dem deutschen Verb „entsprechende“ ungarische Verb *meghív* ebenfalls ein Präfixverb ist, dann ist im Ungarischen die „Abschiebung“ des Problems auf syntagmatische Ebene „unlogisch“. Die in ihrer Totalität im wesentlichen gewiß identischen Möglichkeiten zweier Sprachsysteme wie des Deutschen und des Ungarischen sind in der Vorstellung vieler Sprachteilhaber in beiden Sprachen gleichmäßig parzelliert. Bedeutung und Bezeichnung werden vermischt bzw. gleichgesetzt, die Autonomie der sprachlichen Bedeutung wird übersehen.

1.3.5. Indirekt ist das Problem der sprachlichen Ökonomie bereits mehrmals angeschnitten worden, schließlich sind *Sternschnuppe* oder *die Tafel aufheben*, deren Bedeutung außerhalb der ihrer Konstituenten liegt, bzw. das polyseme *worauf* „historisch gewachsene“ Beispiele, die die Ökonomie der Sprache bezeugen. Die sprachliche Ökonomie ist jedoch nicht nur ein historisches Ordnungsprinzip, sondern auch ein ständig funktionierendes Organisationsprinzip. In einer Äußerung treten also nicht nur – dank dem historisch wirksamen ökonomischen Ordnungsprinzip – „ökonomische“ Wörter in Erscheinung, sondern die Äußerung selbst wird auch (semantisch) ökonomisch organisiert. Dementsprechend ist ein Satz wie *Jedermann ist dümmer als Karl*. semantisch (um die Satzinhalte ‚Mitbedeutetes‘, ‚Gemeintes‘, ‚Mitgemeintes‘ und ‚sonstiges Mitzuverstehendes‘ bzw. vom Hörer aus gesehen um das Mitverstandene¹⁷, *mehr* als die Summe der Bedeutungen von *jedermann + ist + dümmer + als + Karl*. In diesem Satz *meint* man mit *jedermann* ‚jedermann ausgenommen Karl‘, ohne daß ‚ausgenommen Karl‘ sprachlich formuliert werden müßte. In *Der voreingenommene Unparteiische hat das Tor nicht gegeben*. meint man mit *Tor* etwa ‚Treffer, über dessen Gültigkeit eine Zeitlang Unsicherheit herrschte‘, und Christa Wolf hat mit *einen Mokka* selbstverständlich ‚je einen Mokka‘ gemeint. Die eigene Logik der Sprache ist also keine quantitativ-mathematisierende („ $a + b + c = abc$ “), sondern eine qualitativ-ökonomische („ $a + b + c = D$ “). Eine statische Erwartung kann nicht in der dynamischen Welt der Sprache in Erfüllung gehen. Und der Fall *einen Mokka* lehrt, daß Normen (Bezeichnungskonventionen) für analytische Wahrheiten nicht zu erschließen sind, daß sie jedoch vielfach mit Erfahrungen in Verbindung gebracht werden können. Die analytische Wahrheit *einen* = 1 (die wiederum die sprachliche Kategorie „unbestimmter Artikel“ ignoriert) ist der Erfahrung, daß zwei Menschen im Normalfall zwei Mokka trinken, deutlich „unterlegen“.

1.3.6. Der mathematisierende Sprecher, der die Satzbedeutung als eine einfache Summe der Wortbedeutungen ansieht, ist auch geneigt, das Maß an Symmetrie in einem sprachlichen System überzubewerten und eine bestimmte Symmetrie (als allgemeingültiges, diesmal sprachinternes Schema) zum *Tertium comparationis* zu machen. *Bleich* – **Bleichheit* wird also nicht einfach an *gleich* – *Gleichheit* oder *weich* – *Weichheit* gemessen, sondern an dem (intuitiv) herausabstrahierten. (und verabsolutierten) Schema „Adjektiv auf *-eich* vom Adjektiv abgeleitetes Substantiv auf *-heit*“. Der Reflektierende bemerkt also ein Segment der sprachlichen Ökonomie, er übersieht jedoch, daß das ökonomische Organisationsprinzip nur im Rahmen des historisch herausgebildeten Durchschnitts funktioniert und daß jedes Subsystem einer jeden Synchronie immer aus verschiedenen (auch unökonomischen) „Produkten“ des historisch wirksamen Ökonomieprinzips besteht. Die eine Geschichte des Durchschnitts *Gleichheit* ist seine bis heute bestimmende semantisch-syntaktische Beziehung zu einem Ableitungssuffix (zu *-heit*) bzw. seine sekundäre (über *-heit* verlaufende) Beziehung zu Wörtern wie *Weichheit*, *Menschheit*, *Kindheit* usw. Die entsprechende Geschichte von *Bleiche* sieht anders aus: sie hat eine semantisch-

syntaktische Beziehung zu Wörtern wie *Dichte, Tiefe, Kälte* usw. und eine indirekte (im wesentlichen nur noch über diese Wörter bestehende) Beziehung zu einem Suffix (zu *-e*). Mit anderen Worten, das *-e* existiert nur noch an der Peripherie des deutschen Wortbildungssystems (d. h. es ist kaum produktiv), die mit *-e* gebildeten Substantive werden immer mehr zu einer (ab)geschlossenen Gruppe der Norm. Mathematisierende Annahmen der Art¹⁸

$$\frac{L_1}{L_1 + M} = \frac{L_2}{L_2 + M} = \frac{L_{n-1}}{L_{n-1} + M}$$

sind also bereits formalgrammatisch (d. h. ohne Rücksicht auf semantische Beziehungen innerhalb und zwischen den fraglichen Wörtern) überzogen, nach der historischen Logik der Sprache ist nämlich gerade das Miteinanderfunktionieren bzw. Sichüberschneiden verschiedener unterschiedlich ausgelasteter Symmetrien innerhalb ein und desselben Subsystems die Norm. Dabei kann die Herausbildung des jeweiligen (dynamischen) Status quo innerhalb eines Subsystems nur im Zusammenhang mit den Entwicklungstendenzen des ganzen historischen Sprachsystems und den Gegebenheiten der jeweiligen Synchronie gesehen werden. So hat historisch gesehen der Produktivitätsverlust des Suffix *-e* (ahd. *-ī*) sicherlich mit der sogenannten Abschwächung der Nebensilbenvokale zu tun, die zur grammatischen Homonymie und dadurch zur Überlastung der Form *-e* führte.¹⁹ Was das heutige Deutsch anbelangt, gibt es eine Reihe von Adjektiven (*feige, leise, weise, böse* usw.), die auf *-e* enden, bei denen also die deutliche Kennzeichnung der kategoriellen Bedeutung „Substantiv“ ein anderes Ableitungssuffix erfordert. Das Symmetriebewußtsein der über die Sprache reflektierenden Sprachteilhaber, das keinesfalls einfach als unbegründet abgetan werden kann,²⁰ bleibt selbstverständlich nicht bei formalgrammatischen Beobachtungen stehen, sondern erstreckt sich (pauschal formuliert) auch auf das Verhältnis von Ausdruck und Inhalt. Da dieser Umstand einerseits im Rahmen des bisher Gesagten untergebracht werden kann, und da es andererseits unmöglich ist, diesen Fragenkomplex (also z. B. das Verhältnis von Valenz und Bedeutung) hier nur anzuschneiden, beschränke ich mich auf zwei Bemerkungen:

(1) Keine der mir bekannten Reflexionen unbefangener Sprachteilhaber läßt darauf schließen, daß grundsätzliche Erkenntnisse der Sprachwissenschaft wie die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens und die zweifache Gliederung der menschlichen Sprache in Frage gestellt wird.²¹ Niemand versucht also, etwa den Bedeutungsunterschied zwischen *Braut* und *Haut* auf den phonetisch-phonologischen Unterschied zwischen *Br* und *H* zurückzuführen oder die Möglichkeit einer artikulatorischen Lautsymbolik in der Art Platos zu erwägen, d. h. Laute mit die Art ihrer Artikulation „abbildenden“ (wenn auch sehr allgemeinen) semantischen Etiketten wie [r]_{Bewegung}, [i]_{Feinheit}, [l]_{Gleiten}, [a]_{Größe} usw. zu versehen.²²

(2) Man nimmt ausdrucksseitige „Unlogizitäten“ vor dem Hintergrund der Inhaltsseite wahr und nicht umgekehrt. Man beobachtet also, daß zu den fast identischen lexikalischen Bedeutungen von *anordnen* und *befehlen* ihr unterschiedliches valenzsyntaktisches Verhalten nicht „paßt“, und nicht etwa, daß verschiedene Verbvalenzen mit fast identischen lexikalischen Bedeutungen einhergehen können. Demnach ließe sich die Tendenz zur „Semantisierung“ der Valenz“ (HELBIG 1982, 17), die in der Forschung seit den 70er Jahren beobachtbar ist, offensichtlich auch von einer bewußtseinseigenen Sprachbetrachtung²³ – einer Untersuchung, die sich am Bewußtsein der Sprecher orientiert – untermauern.

1.3.7. Für zuletzt habe ich die gewiß nicht uninteressanten Reflexionen über das *Maß* der „(Un)Logizität“ von extensional identischen Ausdrücken in verschiedenen Sprachen aufgehoben: *vallende ster* – „logisch“; *shooting star* – „weniger logisch“; *Sternschnuppe* – „unlogisch“. Von den möglichen Fragestellungen, die den Hintergrund derartiger Überlegungen erhellen können, sollen hier zwei angedeutet werden:

(1) Reflexionen, die auf den ersten Blick die identische Extension von sprachlichen Ausdrücken zur Vergleichsgrundlage haben, setzen stillschweigend voraus, daß alle Denkinhalte objektiviert, d. h. „von der sprachlichen Gestaltung der außersprachlichen Erfahrung getrennt werden (können)“. (COSERIU 1987, 68) In der Tat kommt es aber wie gesagt erst über die Extension von *sprachlichen* Ausdrücken – also notwendigerweise über sprachliche Bedeutungen – zum Vergleich, selbst wenn Bedeutungen scheinbar ignoriert werden. Demnach kann das *Tertium comparationis* keineswegs die außersprachliche Tatsache „Sternschnuppe“, sondern nur die kommunikative (d. h. mit verbalen oder nonverbalen Mitteln zu bewältigende) „Situation“ ‚Sternschnuppe‘ sein.

(2) Der einzelsprachliche (nicht-fachsprachliche) Wortschatz, die lexikalischen Bedeutungen gehören zur von der jeweiligen Sprache nicht trennbaren Schicht der Denkinhalte. (Vgl. ebenda, 68f.) Daraus folgt, daß der „logische“ (der von einem außersprachlich gedachten Fixpunkt aus auf rationale Erklärbarkeit abgesehene) Vergleich der Bewältigung einer bestimmten kommunikativen Situation in verschiedenen Sprachen nicht unabhängig von einzelsprachlichen Traditionen (Sprachnormen) bzw. von den (recht unterschiedlichen) Erfahrungen der Sprecher mit diesen Traditionen sein kann. Auch hier – wie überhaupt bei Reflexionen jeglicher Art – werden Sprach- und Sachwissen, Bildungs- und Erziehungsaspekte, Weltbild (Ideologie) und kulturelle Traditionen eine entscheidende Rolle spielen. Es ist beispielsweise durchaus möglich, daß der Vergleich von Sternschnuppen mit verkohlten Kerzendochtstücken vielen Deutschen (oder Anderssprachigen) der Neuzeit, die – wenn überhaupt, dann – bei Kerzenlicht lasen, logischer („mit gesundem Menschenverstand akzeptabler“) erschien als manchen heutzutage reflektierenden Deutschen (oder Nichtdeutschen). Und wenn irgendwann in der fernen Zukunft der Nachthimmel ständig voll von mit extrem hoher Geschwindigkeit rasenden, beleuchteten Raumschiffen sein wird, wird *shooting star* einigen vielleicht sehr unlogisch (weil übertrieben) vorkommen. Was auf jeden Fall logisch (das Verhältnis Einzelsprache–Sprecher angemessen reflektierend) erscheint, ist, wenn verschiedene Sprecher derselben Sprache bzw. wenn Sprecher verschiedener Sprachen die Durchschau- und Erklärbarkeit derselben sprachlichen Tatsache unterschiedlich beurteilen. Es kann z. B. nicht ausgeschlossen werden, daß deutsche Sprecher, die nur mit *Sternschnuppe* Erfahrungen gemacht haben, die das Wort also normgemäß, metaphorisch oder eben normverletzend (etwa *Die ganze Astronomie ist mir sternschnuppe*.) gebraucht haben, die Logizität („Durchschau- und Erklärbarkeit“) von *Sternschnuppe* im allgemeinen positiver einschätzen würden als etwa deutschsprechende Engländer oder Ungarn. Sprachkundige Deutsche wiederum würden *Sternschnuppe* womöglich einen niedrigeren Logizitätsgrad beimessen.

2. Aus dem bisher Gesagten sollte sich herausstellen, daß sowohl die Sprache schlechthin als auch die Einzelsprachen und das Sprechen selbst ihre eigene Logik haben. Dieser Gedanke ist keineswegs neu, Karl Voßler hat ihn schon 1923 sehr eindrucksvoll formuliert: „Alle Technik [...] hat ihr Ideal, d. h. den Maßstab ihrer Richtigkeit, in sich selbst, nicht außerhalb, nicht oberhalb. Ein verworrener Maler, der mit der Technik des Denkers, ein verworrener Musiker, der mit

der des Dichters oder des Mathematikers arbeiten wollte. Überall wo es eine besondere Technik gibt, ist ein besonderer Gedanke, eine besondere Idee eo ipso vorhanden.“²⁴ (VOSSLER 1923, 5) Obwohl also der Gedanke nicht neu ist, konnte er hier vielleicht um einige neue Aspekte bereichert werden. Festzuhalten wäre zusammenfassend das folgende: Die (unbewußte) Hypostasierung der abstrakten Sprache (des Sprachsystems) und/oder der sprachlichen Norm²⁵ ist ein dreidimensionaler Irrtum:

(a) Die Isolierung des Sprachsystems von der Rede (vgl. 1.3.5.) beraubt die Sprache ihrer Dynamik, ohne die sie als Kommunikationsmittel nicht funktionieren kann. Die Vorstellung von wohlbestimmten sprachlichen Ausdrücken, die in allen (sprachlichen) Kontexten und (außer-sprachlichen) Situationen felsenfest jedwedem Einfluß trotzen, verträgt sich nicht mit dem Bild vom „unendlichen“ Kommunikationsmittel „Sprache“. Wäre es möglich, daß die realisierte Bedeutung von *Ausländer* (Plural) in allen Kontexten und Situationen nur und nur ‚Angehörige von fremden Ländern‘ (vgl. WDG 19) wäre? Wäre dann ein in einem überlaufenen Tiroler Schiparadies an eine Hotelwand geschmiertes *Ausländer* ‚raus wirklich so zu verstehen, daß alle Angehörigen von fremden Ländern – inklusive der deutschen Touristen, die die Ortschaft möglicherweise wirtschaftlich am Leben erhalten – unerwünscht sind? Oder müßten sich vielleicht japanische Geschäftsleute oder neuseeländische Matrosen, die die gleiche Aufschrift in Hamburg sehen, ebenfalls betroffen fühlen? Natürlich nicht, denn die Sprache ist ihrer Logik nach dynamisch. Eine statische „Sprache“, bei der also System, Norm und Rede zusammenfallen, wird der natürlichen sprachlichen Kreativität des Sprechers, die doch die Grundlage jeder sprachlichen Kommunikation ist, bzw. den ständig be- und entstehenden und sprachlich wiederzugebenden sprachlichen und nichtsprachlichen Unterschieden zwischen Sprechern und kommunikativen Situationen (im weitesten Sinne), nicht gerecht. Man könnte hier einwenden, daß sogenannte tote Sprachen erfolgreich wiederbelebt, daß z. B. Texte (sogar Hin-Übersetzungen) in klassischem Latein oder Altgriechisch produziert werden und daß es Menschen gibt, die diese Sprachen womöglich kreativ sprechen. Das ist durchaus möglich, man darf jedoch nicht vergessen, daß in solchen Fällen keinesfalls die Möglichkeiten eines gegebenen Sprachsystems in Norm und Rede ausgenutzt werden, vielmehr wird die überlieferte Norm (und Rede) gewissermaßen zum System „hochstilisiert“, und dieses wird dann mit Hilfe einer übergestülpten, auf dem muttersprachlichen Sprachwissen des Sprechers basierenden Kompetenz künstlich und nachträglich dynamisiert.

(b) Die Hypostasierung des Sprachsystems impliziert, daß man die Hauptfunktion von Sprache, die Ausdrucksfinalität, dem Sprachsystem unterordnet (vgl. COSERIU 1974, 23f.). Möglichkeiten, Dynamik (oder Wandel) des Sprachsystems werden also an sich und nicht von der kommunikativen Funktion aus gesehen. Die Abstrahierung von Kontext, Situation, Sprecher und Hörer, die angenommene Eigendynamik des Sprachsystems, machen den kreativen Sprecher zum Sklaven und Bediener des mächtigen Sprachsystems, das seinerseits jenes Sprechers eigentlich gar nicht bedarf. Sprecher und Hörer, Intentionen und Erwartungen, die sonst (auch) im Namen der Ausdrucksfinalität das Sprachsystem immer wieder auf die Probe stellen, verschwinden zusammen mit der Ausdrucksfinalität. Der Kreis zu (a) schließt sich.

(c) Von der kommunikativen Funktion bzw. der Rede abstrahieren heißt die Historizität von Sprache ableugnen. Wie könnte man sich denn den Sprachwandel ohne den Sprecher, der ständig mit dem Sprachsystem experimentiert, ohne die Sprachgemeinschaft, die die Neuerungen des Sprechers akzeptiert oder ablehnt, und ohne die Ausdrucksfinalität, die Sprecher und

Sprachgemeinschaft hauptsächlich motiviert, vorstellen? Aber die Ablehnung der Historizität ist nicht nur Mißachtung von Sprecher und Funktion, sondern noch viel mehr: Sie ist die Mißachtung von einzelsprachlichen Kulturen, von tradiertem Sprachwissen und damit auch die Mißachtung von selbständigen Sprachsystemen. Paradoxe- aber keineswegs überraschenderweise führt also eine derartige Krönung des Sprachsystems zu dessen notwendiger Entthronung.

3. Abschließend sei noch ein kurzes Wort zur methodischen Rechtfertigung und zum Sinn dieses Beitrags gesagt: Statt *typisch* könnte im Titel genausogut *imaginär*, *möglich* oder ähnliches stehen. Daß hier über (wo? wann? von wem?) gehörte oder (noch schlimmer?) nur denkbare Reflexionen nachgedacht wurde, würde den methodischen Wert der Arbeit meines Erachtens nur dann beeinträchtigen, wenn der Kompetenzbereich dieser Art von bewußtseinseigener Sprachbetrachtung (einer an einem fiktiven – weil nicht vom Sprecher selbst explizierten – Bewußtsein orientierten, spekulativen Untersuchung) überschritten, wenn also beispielsweise aus den Reflexionen auf Bewußtseinsstrukturen oder auf Eigenschaften des sprachlichen Denkens geschlossen worden wäre. Der Wert des Nachdenkens über Fiktives (wie z. B. der Wert eines abstrakten Bildes oder eines Romans) kann nur an (nicht)verwirklichten Zielsetzungen bzw. an den Modalitäten der Verwirklichung, nicht jedoch an der Dokumentierbarkeit der Gedanken gemessen werden. Der methodische Weg, den eine Analyse von dokumentierten Reflexionen gehen müßte, wäre notwendigerweise ein ganz anderer (und mit Sicherheit kein leichter). Dementsprechend liegt auch der Sinn derartiger Beiträge nicht etwa in neuen linguistischen „Entdeckungen“, sondern ausschließlich in der Annahme, daß öffentliches Nachdenken – selbst öffentlich ausgesprochene Vorurteile und Aberglauben des Linguisten – gegen Vorurteile und Aberglauben der unbefangenen Sprachteilhaber (und der Linguisten) eher wirksam sein kann als verschwiegene „Weisheiten“. Und wenn es sich herausstellen sollte, daß dieser Beitrag trotz meiner Bemühungen mißlungen ist, kann ich mich immer noch mit den Schlußzeilen des witzigen Lehrgedichts von SCHARF (1988, 19) trösten:

Und lacht man einst Dich, Fremder, aus, steigt Dir aufs	Dach – die Dächer,
so weise freundlich darauf hin:	
Deutsch ist die schwerste	Sprach' der Sprächer!

Anmerkungen

1 GAUGER (1970, 29).

2 Die folgenden Formulierungen sind als „gelehrte“ Paraphrasen und Kommentare gängiger oder unterstellter Gedanken über sprachliche Tatsachen aufzufassen. Da in 0. die Grenzen des (fiktiven) Rezitierens mit Ausnahme von 0.7.2. im wesentlichen (d. h. vom Leitgedanken des Beitrags aus gesehen) nicht überschritten werden, erscheinen „(un)logisch, unerklärlich“ und ähnliche Wörter im Text nicht in Anführungszeichen gesetzt. Eine Ausnahme stellen die Anmerkungen dar, da hier eine kursive Kennzeichnung nicht möglich ist.

3 „Durchsichtigkeit“ und „Undurchsichtigkeit“, die als Termini auf M. Wandruszka zurückgehen, sind Begriffe der sog. bewußtseinseigenen Sprachbetrachtung (vgl. Anm. 23). „Das durchsichtige Wort gewährt Durchsicht auf ein anderes Wort: auf dasjenige, an welchem es im Bewußtsein der Sprechenden festgemacht ist.“ (GAUGER 1970, 24) In diesem Sinne lehnt sich z. B. „Apfelbaum“ im Bewußtsein der deutschen Sprecher an „Baum“ an, dementsprechend ist eine Wörterbuchdefinition, die in Fällen wie „Apfelbaum“ mit dem Genus proximum anfängt („Apfelbaum ist ein Baum, der ...“), aus bewußtseinseigener Sicht korrekt. Vgl. dazu ebenda, 113ff. und GAUGER (1971, 8ff.).

4 Im übrigen wird zumeist übersehen, wie rissig das „logische Fundament“ selbst unter einem Wort wie

- „Tierliebe“ ist, das gemessen z. B. an „Studentenliebe“ wiederum „unlogisch“ erscheinen kann. Möglich wäre „Tierliebe“ auch als ‚Liebe zwischen Tieren‘ (analog etwa zu „Schwesternliebe“) oder als ‚sodomitische Neigung eines Menschen‘ (analog zu „Knabenliebe“).
- 5 Vgl. die in einer standardisierten Syntax abgefaßten Bedeutungsparaphrasen in: SCHUMACHER (1986, 653ff., 657f.), die im Einklang mit der Konzeption des onomasiologisch angelegten Wörterbuchs (vgl. ebenda, 41) die sehr enge Bedeutungsverwandtschaft der beiden Verben vorzüglich modellieren.
 - 6 Ch. Wolf: *Der geteilte Himmel*, München 1987, S. 103.
 - 7 GAUGER (1970, 51) schreibt mit Recht: „Den Sprechenden hat diese Vorstellung [...] niemand aufgeredet; sie ist nicht etwa das beklagenswerte Produkt verfehlten muttersprachlichen Unterrichts. [...] die Sprache selbst sieht ihre Wörter so [...].“
 - 8 Vgl. HALÁSZ (1977; 1987) und WEISSLING (1978).
 - 9 Zur Definition und zu Typen der lexikalischen Solidarität vgl. beispielsweise COSERIU (1967, 296 bzw. 299ff.).
 - 10 Die Annahme von drei Bedeutungen ist eine Arbeitshypothese. Berücksichtigt wurden insbesondere die Wortartikel im „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ (1964ff.), in WAHRIG (1986) und im „Duden. Fremdwörterbuch“ (1982).
 - 11 Kategorien sind universell, sie besitzen jedoch keine historische Allgemeinheit. So ist „Krieg“ eine ontologische Kategorie der menschlichen Gemeinschaft unabhängig davon, ob zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt irgendwo auf der Erde ein Krieg stattfindet. Ähnlich ist z. B. die Kategorie „Substantiv“ eine Universalie der menschlichen Sprache im allgemeinen, was jedoch überhaupt nichts darüber besagt, ob sie in einer gegebenen historischen Sprache vorkommt oder nicht. Dementsprechend können die Substantive einer historischen Sprache beschrieben und klassifiziert werden, die Definition von „Substantiv“ kann aber weder deutsch noch tschechisch oder portugiesisch, sondern nur universell sein. Vgl. dazu COSERIU (1975a, 228ff.).
 - 12 In diesem Sinne hat die Prager Schule von der Dynamik der Synchronie gesprochen. Vgl. die Thesen des Prager Linguistenkreises zum I. Internationalen Slawistenkongreß in : SCHARNHORST/ISING (1976, 45).
 - 13 Mit „dynamisch“ soll sowohl die Historizität als auch die Möglichkeit des okkasionellen Gleichgewichtsverlustes (vgl. 1.3.2.) von funktionierenden Durchschnitten angedeutet werden.
 - 14 Für den Laien ist diese Feststellung gewiß kein Gemeinplatz. „Denn bereits die kausale Fragestellung, die Frage, weshalb die Sprachen sich ändern (als ob sie sich nicht ändern dürften), scheint auf eine durch das Werden gestörte, ja negierte natürliche Statizität hinzuweisen, wobei das Werden im Gegensatz zum eigentlichen Wesen der Sprache stünde.“ (COSERIU 1974, 7)
 - 15 Die Unterscheidung von wörtlicher und literaler Bedeutung stammt von HESSKY (1987, 27): „Eine wörtliche Bedeutung gibt es selbst bei solchen Phraseologismen, die semantische Irregularität(en) aufweisen, also als freie Wortverbindungen ‚sinnlos‘ oder synchronisch gar nicht interpretierbar sind [...]. Die literale Bedeutung hingegen ergibt in wörtlicher ‚Lesart‘ eine ‚sinnvolle‘ Einheit [...].“
 - 16 Unter Intensität verstehe ich die „Fieberkurve“ der historisch unbeständigen funktionellen Belastungsgrade, die einer sprachlichen Erscheinung in verschiedenen synchronen Systemen einer historischen Sprache zukommen. So war z. B. die Präposition „mit“ im frühen Althochdeutschen, das noch den Instrumentalis gekannt hatte, mit Sicherheit funktionell weniger belastet als heute.
 - 17 Zu den Begriffen vgl. v. POLENZ (1985, 298ff.).
 - 18 L = Lexem; M = Morphem.
 - 19 Das mhd. Ableitungssuffix *-e* fiel nicht nur mit den *e*-Endungen der Deklinationsparadigmen des Adjektivs, sondern auch mit dem *-e* (ahd. *-o*) der Adjektivadverbien zusammen.
 - 20 Die in Wörterbüchern angeführten normativen (d. h. als normativ angesehenen) Verwendungen eines Wortes sind in der Regel Kodifizierungen von tatsächlichen Konventionen, was aber nicht bedeutet, daß im Bewußtsein der Sprecher die Inhaltsseite des Wortes ebenfalls parzelliert („polysem“) erscheinen müßte.
 - 21 Einen Ausweg aus der Zwickmühle des Arbitraritätsproblems deutet GAUGER (1970, 90ff.) an. Versucht man nämlich bewußtseinseigene und bewußtseinsfremde Sprachbetrachtung (vgl. Anm. 27) auseinanderzuhalten, dann wird es klar, daß „arbiträr“ (im Sinne von geschichtlich-zufällig) ein durchaus berechtigter Begriff aus bewußtseinsfremder Sicht ist, demgegenüber sind die Wörter „für das Bewußtsein der Sprechenden weder arbiträr noch motiviert: sie sind“ (ebenda, 105). Im Anschluß an diese Gedanken läßt sich der Sprachlogizismus des unbefangenen Sprechers, für dessen Bewußtsein das „Sosein“ (und nicht anders) eines Wortes grundsätzlich natürlich ist, als die bewußtseinseigene Sicht bestimmen. Lautsymbolik und Volksetymologie sind nur in diesem Zusammenhang zu untersuchen.
 - 22 GAUGER (1970, 110) zitiert ein hübsches Beispiel, die „Analyse“ von „Axt“, aus der Feder von R. G. Binding: „[...] Axt, dieses kurze, schneidende a, dieses ächzende x und dies abhackende t.“
 - 23 „Die bewußtseinseigene Sprachbetrachtung will wissen was ist [...].“ (GAUGER 1970, 44) „Ihr Ziel ist

es aufzudecken, wie jenes ‚Können‘ beschaffen ist, das beim Sprechen, scheinbar automatisch, zur Anwendung kommt. Dies heißt in negativer Hinsicht, daß sie ihre Thematik auf das dem durchschnittlichen Bewußtsein Vorliegende oder doch prinzipiell Zugängliche reduziert [...].“ (Ebenda, 37) In diesem Sinne können unbefangene Reflexionen über die „Sprache“, d. h. mehr oder weniger gelungene Versuche, ein bestimmtes Segment des sprachlichen Bewußtseins explizit zu machen, nur im Rahmen einer bewußtseinseigenen Sprachbetrachtung analysiert werden.

24 Sehr lesenswert sind die diesbezüglichen knappen Feststellungen von Stephen Ullmann, vgl. ULLMANN (1972, 13f.).

25 Zu den Begriffen „System“, „Norm“ und „Rede“ vgl. COSERIU (1975b).

Literaturverzeichnis

- COSERIU, E. (1967): Lexikalische Solidaritäten. In: *Poetica* 1/1967, S. 293–303.
- (1974): *Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels*, München 1974.
 - (1875a): Logizismus und Antilogizismus in der Grammatik. In: Ders.: *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. 5 Studien*, München 1975, S. 210–233.
 - (1975b): System, Norm und Rede. In: Ders.: *Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. 5 Studien*, München 1975, S. 11–101.
 - (1987): Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik. In: Ders.: *Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik*, Tübingen 1987, S. 67–84.
- DAL, I. (1962): *Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage*, Tübingen 1962.
- Duden. *Fremdwörterbuch: Duden Bd. 5*, hrsg. u. bearb. v. W. Müller, Mannheim/Wien/Zürich 1982.
- ENGEL, U. (1988): *Deutsche Grammatik*, Heidelberg 1988.
- GAUGER, H.-M. (1970): *Wort und Sprache. Sprachwissenschaftliche Grundfragen*, Tübingen 1970.
- (1971): *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg 1971.
- HALÁSZ, E. (1977): *Deutsch-ungarisches Wörterbuch*, Budapest ⁵1977.
- (1987): *Deutsch-ungarisches Handwörterbuch*, Budapest ¹⁷1987.
- HELBIG, G. (1982): *Valenz – Satzglieder – semantische Kasus – Satzmodelle*, Leipzig 1982.
- HESSKY, R. (1987): *Phraseologie. Linguistische Grundlagen und kontrastives Modell deutsch → ungarisch*, Tübingen 1987.
- VON POLENZ, P. (1985): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*, Berlin (West)/New York 1985.
- SCHARF, S. (1988): Deutsche Sprache – schwere Sprache. In: *DaF* 4/1988 (Beilage „Sprachpraxis“), S. 19.
- SCHARNHORST, J./E. ISING (Hrsg.) (1976): *Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege, Teil 1*, Berlin 1976.
- SCHUMACHER, H. (Hrsg.) (1986): *Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syntax und Semantik deutscher Verben*, Berlin (West)/New York 1986.
- ULLMANN, St. (1972): *Grundzüge der Semantik. Die Bedeutung in sprachwissenschaftlicher Sicht*, Berlin (West)/New York 1972.
- VOSSLER, K. (1923): *Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von „richtig“ und „wahr“ in der Sprachwissenschaft*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923.
- WAHRIG, G. (1986): *Deutsches Wörterbuch*, München 1986.
- WEISSLING, H. (1978): *Taschenwörterbuch Deutsch–Ungarisch*, Leipzig 1978.
- Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, hrsg. v. R. Klappenbach und W. Steinitz, Berlin 1964–1977.